

Aus dem Wellengrabe.

Novelle von **Reinhold Ortmann**.

1. (Nachdr. verboten.)

Der britische Dampfer „Neptun", welcher von Yokohama nach England bestimmt war, hatte den bei Weitem größeren Theil seiner langen Reise zurückgelegt, das Seemannsglück war ihm treu geblieben, denn bis zur Einfahrt in das Mittelländische Meer, in welchem er sich jetzt befand, hatte sich nicht der kleinste Unfall ereignet. Man war freilich in der günstigen Jahreszeit, in welcher heftige Stürme zu den Seltenheiten gehören, und der erste Steuermann hatte in seiner geraden, derben Art den wenigen Passagieren gar kein Hehl daraus gemacht, daß man zur Zeit der starken Winde dem „Neptun" nicht ohne Bedenken sein Leben und seine Sicherheit hätte anvertrauen dürfen. Es war ein altes Schiff, das ehedem wohl für besonders schnell und fest gegolten hatte, über das die Jahre aber ebensowenig spurlos dahingegangen waren, als über irgend ein anderes Werk von Menschenhänden. Und seine Eigenthümer hatten denn auch bestimmt, daß diese Reise seine letzte Fahrt durch die großen Weltmeere sein sollte. Für den Rest seines langen, ehrenvollen Daseins sollte es nur noch im Verkehr an den Küsten Verwendung finden.

Der verhältnißmäßig geringen Größe des Fahrzeuges entsprechend, war auch die Besatzung nur klein. Sie zählte außer dem Kapitän und den beiden Steuerleuten nicht mehr als vierzehn Personen, zu denen sich dann noch die vier Passagiere und zwei für die Bedienung angeworbene Frauen gesellten. Von den Reisenden hatten sich zwei schon in Yokohama eingeschifft, während die beiden Anderen den „Neptun" erst in Bombay betreten hatten.

Trotz der Enge des Raumes, auf welchem der Zufall sie zusammengeführt hatte, unterhielten sie nicht viel geselligen Verkehr miteinander. Namentlich der aus Japan kommende Herr, der sich als Percy Warren in die Schiffsliste eingetragen hatte, kam selbst beim schönsten Wetter nur sehr selten aus seiner Kabine heraus auf das Verdeck. Er war ein noch junger Mann, der sein dreißigstes Lebensjahr kaum vollendet haben mochte; aber ein beinahe zwölfjähriger Aufenthalt in der japanischen Hafenstadt war seiner Gesundheit nicht zuträglich gewesen. In leidendem Zustande hatte er das Schiff bestiegen, und die Seereise brachte ihm viel eher eine Verschlimmerung, als eine Linderung seiner Krankheit.

Natürlich hatte er unter solchen Umständen nicht wagen dürfen, die große Fahrt ohne Begleitung und Pflege anzutreten. Der etwa gleichalterige Herr, welcher sich in seiner Gesellschaft befand, schien — was seine Stellung zu Mr. Percy Warren anbetraf — ein Mittelding zwischen einem Kammerdiener und einem Vertrauten. Er war eine schlanke, hübsche Erscheinung von feinen und einnehmenden Gesichtszügen und von einer eleganten Sicherheit des Auftretens, welche einen seltsamen Widerspruch zu seiner bescheidenen Lebensstellung zu bilden schien. Als sein Name war James Mac Gregor im Schiffsregister verzeichnet, doch machten die beiden deutschen Kaufleute, welche in Indien an Bord gekommen waren, die Erfahrung, daß er sich in



Pietro Mascagni. (S. 4)

der deutschen Sprache ebensogut und gewählt auszudrücken verstand, als in dem heimischen englischen Idiom. Er unterhielt sich zuweilen bei Tische mit ihnen, wenn Mr. Warren, wie es so häufig geschah, durch seinen leidenden Zustand an das Bett gefesselt blieb, und die Reisegenossen ließen sich das um seiner lebhaften, witzigen Art willen als eine willkommene Verkürzung der von solcher Seefahrt unzertrennlichen Langeweile gern gefallen.

Bei einer solchen Gelegenheit erzählte er denn auch, daß Mr. Percy Warren, in dessen Solde er selber nicht als Diener, sondern als Privatsekretär stände, aus Schottland gebürtig und jetzt im Begriff sei, in seine Heimath zurückzukehren. Er sei vor zwölf Jahren ganz mittellos nach Yokohama gekommen, habe sich dort aber ein gewaltiges Vermögen erworben und wolle nun vor Allem im kräftigenden Klima des schottischen Hochlandes seine stark erschütterte Gesundheit wiederherstellen. Von sich selber sprach Mac Gregor nicht weiter, und die deutschen Reisegefährten hatten ebensowenig wie der Kapitän oder die Schiffsoffiziere ein Interesse daran, neugierige Fragen an ihn zu richten.

Man hatte die afrikanische Küste längst wieder aus den Augen verloren, und befand sich abermals wie seit so vielen Tagen inmitten einer unabsehbaren, majestätischen Wasserwüste. Mr. Warren glaubte heute eine kleine Besserung in seinem Befinden zu fühlen, und James, welcher stets mit aufopfernder Sorgfalt um ihn bemüht war, hatte ihn beredet, sich auf das Verdeck führen zu lassen. Da saß der Leidende nun an einem geschützten Platze, in seinen Plaid gehüllt, und trotz des warmen Sonnenscheins ging nur zu häufig ein fieberhaftes Frösteln über seinen abgemagerten Körper. Er empfand seine Schwäche jetzt in noch höherem Maße, als vorhin auf dem Lager, und der düstere Ausdruck seines blassen Gesichtes verrieth zur Genüge, wie trübe seine Gemüthsstimmung sei.

„Ach, mein guter James," sagte er mit einem Seufzer zu dem neben ihm stehenden Mac Gregor, „mir ist, als ob diese Reise für mich niemals ein Ende nehmen, als ob ich meine geliebte Heimath niemals wiedersehen sollte. Ich hätte die Rückkehr nicht gar so lange aufschieben sollen; nun ist es, wie ich fürchte, zu spät."

„Was sind das für Gedanken, Mr. Warren! Es geht Ihnen ja schon ersichtlich besser, und wenn wir nur erst diese verwünschten schwankenden Bretter nicht mehr unter den Füßen haben, werden Sie bald lernen, über Ihre heutigen Todesahnungen zu lachen."

Aber der Kranke ließ sich von dieser Zuversicht nicht anstecken. Wehmüthig schüttelte er den Kopf.

„Es gibt trübe Vorahnungen, über die man sich nicht Rechenschaft geben und deren man mit aller Willenskraft nicht Herr werden kann," sagte er. „Und Empfindungen dieser Art sind es, unter denen ich leide, seitdem ich hier die Wellen vor meinen Augen auf und nieder tanzen sehe. Jede von ihnen erscheint mir als ein Bild meines eigenen Lebens. Sie brechen zusammen und verrinnen, gerade wenn sie ihre stolzeste Höhe erreicht haben. Auch ich bin viel höher emporgestiegen, als es mich jemals selbst meine kühnsten Träume ahnen ließen. Mein Vermögen ist groß genug, um mir überall in Europa ein glänzendes Leben zu ermöglichen; ich besitze jede Freiheit, meinen Wünschen Folge zu geben, und nun —"

Seine Stimme brach, ehe er den traurigen Nachsatz ausgesprochen hatte. Mit thränennassen Augen starrte er hinaus in die Ferne, wo eine graue Wolkenbank in das Meer einzutauchen schien, und seine bleichen Lippen zuckten wie in mühsam verhaltenem, tiefinnerem Weh.

James sah wohl ein, daß unter solchen Umständen seine Trostgründe wenig Gewicht haben würden, und er zog es darum vor, zu schweigen.

Nach einer Weile wandte Mr. Warren sich ihm wieder zu: „Es ist die Pflicht eines Mannes, sich auf alle Möglichkeiten vorzubereiten, und ich hoffe, daß ich auf Ihre Treue und Ergebenheit zählen darf."

Betheuernd legte James seine Hand auf das Herz. „Sie dürfen es, auch wenn ich mein Leben für Sie einsetzen müßte, Mr. Warren. Ich werde niemals vergessen, was Sie aus lauterer Herzensgüte an mir gethan haben, als ich vor sechs Jahren nach Yokohama kam und nicht mehr war als ein Bettler. Ich war mittellos, krank und mit den Verhältnissen des fremden Landes vollständig unbekannt. Mein Schicksal wäre unzweifelhaft ein jammervoller Untergang gewesen, wenn ich nicht in Ihnen einen edlen Helfer gefunden hätte. Sie wollten einen Landsmann nicht im Elend versinken lassen und boten mir Ihre rettende Hand. Alles verdanke ich Ihnen, Mr. Warren, wie könnte mein Herz da jemals aufhören, in Treue und Ergebenheit für Sie zu schlagen!"

Ein unbefangener Zuhörer würde vielleicht den Eindruck gehabt haben, daß die Versicherungen Mac Gregor's aufrichtiger und überzeugender geklungen hätten, wenn sie etwas weniger theatralisch gewesen wären. Warren aber war von einer derartigen mißtrauischen Empfindung offenbar weit entfernt. Er reichte dem Anderen vielmehr seine magere Hand und sag'e mit wirklicher Rührung: „Sie sind ein wackerer Mensch, James, und Sie haben durch Ihre vortrefflichen Dienste schon längst wieder gut gemacht, was ich damals für Sie thun konnte. Lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen! Ich habe keinen Grund, Ihnen mein Vertrauen vorzuenthalten, denn ich betrachte Sie fast als einen Freund. So will ich Ihnen sagen, was mich besonders schmerzlich ergreift bei dem Gedanken, daß diese Reise für mich eine Reise in das Jenseits werden könnte. Hören Sie denn. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als ich die Heimath verließ, aber der Beweggrund meiner Flucht — und es war nichts Anderes, als eine Flucht — lag trotz meiner Jugend nicht in einem wilden Drang nach Abenteuern, sondern in einer hoffnungslosen Liebe. Meine Cousine Mary Wilkins war es, der mein Herz gehörte. Sie ist zwei Jahre jünger als ich, und wir waren seit früher Kindheit miteinander aufgewachsen wie Geschwister. Aus der brüderlichen Zuneigung wurde bald eine heiße, leidenschaftliche Liebe, und sie selbst erwiederte meine Gefühle mit nicht geringerer Innigkeit. Aber ich war ein armer, verwaister Knabe, und mein Oheim, der sich aus Barmherzigkeit meiner angenommen hatte, war ein reicher Mann. Als ihn ein Zufall hinter unser schlecht gehütetes Geheimniß kommen ließ, gerieth er vor Zorn fast außer sich und drohte, mich mit Schimpf und Schande aus seinem Hause zu jagen. Ich hatte trotziges Ehrgefühl genug, es darauf nicht erst ankommen zu lassen. Im Einverständniß mit Mary, welche mir mit heiligen Eiden ewige Treue gelobte, faßte ich den Entschluß, in die weite Welt hinauszugehen und mir auf irgend eine Weise jenes Vermögen zu erwerben, das mir in den Augen ihres Vaters zu einem annehmbaren Schwiegersohne fehlte. Mit Hilfe und in Begleitung eines älteren Freundes gelangte ich wirklich nach Hongkong und von da nach Yokohama, wo damals eben die ersten unserer Landsleute sich niederzulassen begannen. Wie es mir in den zwölf Jahren meines Aufenthaltes dort ergangen, wissen Sie ja. Ich war mit dem festen Entschluß gekommen, ein reicher Mann zu werden — und ich bin es geworden!"

Er machte eine Pause, weil ihn das lange anhaltende Sprechen ebensosehr als die innere Bewegung angegriffen haben mochten.

James Mac Gregor aber, der ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, fragte: „Und Miß Wilkins? Hat sie ihr Gelöbniß gehalten?"

Warren stützte den Kopf in die Hand und blickte vor sich nieder. „Es wird Ihnen seltsam erscheinen, James, wenn ich sage, daß ich es nicht weiß. Es ist in der That während der ganzen Dauer unserer Trennung niemals ein Brief zwischen Mary und mir gewechselt worden. In den ersten Jahren durfte ich nicht wagen, an sie zu schreiben, weil jede Mittheilung doch zuerst in die Hände ihres Vaters gelangt wäre, und später, als wir Beide alt genug geworden wären, um von der hartherzigen Tyrannei meines Oheims nichts mehr fürchten zu müssen, verharrte ich aus einem anderen Grunde in meinem Schweigen. Meine Liebe für Mary war nicht geringer geworden; sie füllte im Gegentheil noch immer all' mein Denken aus, und ihr Besitz war das Ziel meines ganzen Strebens. Aber ich wollte auch einen überzeugenden, unwiderleglichen Beweis dafür haben, daß ihre Treue die Probe ebensowohl bestand. Nur wenn sie in der geduldigen Erwartung meiner Rückkehr allen anderen Versuchungen widerstanden hatte, konnte sie würdig sein, mein Weib zu werden und die Früchte meines sauren Fleißes mit mir zu theilen. Um wie viel herrlicher mußte dann die Ueberraschung werden und um wie viel köstlicher unser Glück! In den glühendsten Farben malte ich mir Tag um Tag die Seligkeit unseres Wiedersehens aus, und ich bemerkte kaum, wie darüber ein Jahr nach dem anderen verstrich. Erst als die Symptome meiner Krankheit immer ernster und bedrohlicher wurden, faßte ich den Entschluß, den schönen Plänen und Entwürfen nun endlich auch die Ausführung folgen zu lassen. Aber die Liquidation meines Geschäftes hielt mich fast noch ein Jahr lang in Yokohama fest. Und inzwischen machte mein Leiden unaufhaltsame Fortschritte. Der Arzt, welcher mich behandelte, hielt zwar meine Wiedergenesung im europäischen Klima nicht für ausgeschlossen, aber er bereitete mich doch zugleich auf eine andere, schlimmere Möglichkeit vor. Darum verfaßte ich, ehe wir unsere Reise antraten, in Gegenwart mehrerer Zeugen mein Testament. Wenn der Himmel es mir grausam versagt, mich an Mary's Seite des Segens meiner Arbeit zu erfreuen, so soll ihr wenigstens dieser Segen nicht vorenthalten bleiben. Ich habe sie für den Fall meines Todes zur Erbin meines gesammten Vermögens eingesetzt, einige Legate ausgenommen, bei deren Festsetzung ich natürlich auch Ihrer nicht vergessen habe, mein guter James. Diesen letzten Willen und die Ausweise über meinen Besitz führe ich bei mir. Sollte ich nach Gottes Fügung schon hier auf dem Schiffe sterben, und sollte ich vorher nicht mehr über die Fähigkeit verfügen, Ihnen die Papiere selbst auszuhändigen, so müssen Sie gleich nach meinem Hinscheiden die große Brieftasche aus schwarzem Leder, welche Sie unter meinem Kopfkissen finden werden, an sich nehmen und sie bis zu Ihrer Ankunft in England als ein kostbares Kleinod bewahren. Außer verschiedenen anderen, meine Person betreffenden Papieren befinden sich darin Depositenscheine eines Pariser Bankhauses über sechstausend Pfund Sterling, welche in meinem Auftrage dort eingezahlt wurden, und solche meines vertrauten persönlichen und geschäftlichen Freundes Henry Ashbourne in Glasgow, der bis vor wenigen Jahren selbst in Yokohama

war, und bei dem ich den übrigen, erheblich größeren Theil meines Baarvermögens deponirt habe. Alle diese Papiere müssen Sie ebenso wie mein Testament derjenigen Behörde übergeben, bei welcher der Kapitän nach seiner gesetzlichen Verpflichtung die Anzeige von meinem Tode zu erstatten hat. Wollen Sie sich dieser unangenehmen Aufgabe, wenn sie an Sie herantritt, treu und gewissenhaft unterziehen?"

James machte ein sehr betrübtes Gesicht, und es hatte sogar den Anschein, als ob er eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrücken müsse.

„Mein theurer Mr. Warren," sagte er, „ich wollte lieber zehn Jahre meines eigenen Daseins dahingeben, als daß ich eine solche Verrichtung erfüllte. Und es ist auch meine feste Ueberzeugung, daß Sie sich ganz ohne Grund mit so schwarzen Gedanken quälen. Sollte aber zu meinem bittersten Schmerze gegen alle Voraussicht der Fall eintreten, von welchem Sie gesprochen haben, so werde ich die Papiere bewahren und hüten, als ob das Heil meiner Seele mit ihnen verbunden wäre."

Bei der treuherzigen Wärme, mit welcher er sprach, war es unmöglich, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Percy Warren drückte ihm noch einmal wie einem Freunde dankbar die Hand und sagte, seine eigene Bewegung mit männlicher Tapferkeit niederkämpfend: „Auch Ihr Schaden wird es nicht sein, mein wackerer James, wenn Sie dafür Sorge zu tragen wissen, daß die Bestimmungen meines letzten Willens in ihrem ganzen Umfange zur Ausführung gelangen."

Sie mußten das Gespräch abbrechen, denn der zweite Steuermann schritt so nahe an ihnen vorbei, daß er den Sinn ihrer Worte hätte verstehen müssen. Der erfahrene Seemann schaute aufmerksam umher. Die graue Wolkenbank am fernen Horizont war um ein gutes Stück am Himmel hinaufgerückt, und die Wellen gingen merklich höher, als vorhin.

„Nun, Steuermann," fragte Mac Gregor, „es zieht doch nicht etwa ein Unwetter herauf?"

Der Gefragte schob mit der Zunge das mächtige Stück Kautabak, das er im Munde hielt, auf die andere Seite und erwiederte mit einem gelassenen Kopfschütteln: „Ein Unwetter — nein! Wir werden zur Nacht eine steife Brise haben, nichts weiter."

„Wir brauchen uns also noch nicht auf unser letztes Stündlein gefaßt zu machen?" scherzte James, der vielleicht durch das Gespräch mit dem alten Seebären seinen traurigen Gebieter zu zerstreuen gedachte. Aber der Steuermann war zu ungeschickt, um auf seine Absicht einzugehen.

„Ein rechtschaffener Christ ist immer zum Tod bereit," brummte er; „zumal auf der See, wo es den Jüngsten so schnell wegnimmt, wie den Aeltesten."

Er stapfte weiter, und da eben ein ziemlich unsanfter Windstoß über das Verdeck dahinfuhr, äußerte Mr. Warren den Wunsch, in seine Kabine zurückzukehren. Sorgfältig führte ihn James über die steile Kajütentreppe hinab, war ihm beim Auskleiden behilflich und blieb dann an seinem Lager sitzen, bis die tieferen Athemzüge des Kranken verriethen, daß ein wohlthätiger Schlummer sich auf seine Lider gesenkt habe. Erst als er sich überzeugt hatte, daß seine Anwesenheit wirklich überflüssig geworden sei, begab er sich wieder auf das Verdeck, um die erfrischende Abendluft ein wenig um seine Stirn wehen zu lassen. Sein Gesicht zeigte einen ungewöhnlich nachdenklichen Ausdruck, während er da droben auf und nieder ging, und er vermied geflissentlich die Nähe der beiden deutschen Kaufleute, wie wenn er mit einer anstrengenden geistigen Arbeit beschäftigt sei, in welcher er nicht gerne gestört werden wollte.

Die Voraussage des Steuermanns ging inzwischen vollkommen in Erfüllung. Man konnte den Wind, welcher sich erhoben hatte, nicht gerade einen Sturm nennen, aber er wühlte die dunkle See immerhin zu recht ansehnlichen Wellenbergen auf und heulte fast unheimlich in dem Takelwerk des Schiffes. Der Himmel hatte sich mit zerrissenen, rasch dahinjagenden Wolken überzogen, zwischen denen zuweilen der Mond in voller Klarheit hervortrat, um sein silbernes Licht über das bewegte Meer und seine schaumgekrönten Wogen auszugießen. In solchen Augenblicken vermochte man trotz der abendlichen Dunkelheit auf ziemliche Entfernung hin jeden Gegenstand zu erkennen, und es hatte für den ersten Steuermann, welcher jetzt das Kommando führte, durchaus nichts Besorgnißerregendes, als der Ausguck haltende Matrose plötzlich „Schiff in Sicht!" meldete.

Er selber sah ganz deutlich das weiße Licht des fremden Dampfers auf der linken Seite des „Neptun", dessen Kurs jener offenbar quer durchschneiden wollte. Wenige Minuten später kam bereits das grüne Steuerbordlicht des anderen in Sicht, und der Steuermann war sehr wohl berechtigt, anzunehmen, daß auch das ordnungsmäßig angebrachte rechtsseitige Feuer des „Neptun" von der Wache des heransegelnden Dampfers bemerkt worden sei. Da nach den Verordnungen, welche hier in Betracht kamen, dieser dem britischen Schiffe den Kurs freihalten mußte, so wurde kein Befehl ertheilt, die Fahrgeschwindigkeit des „Neptun" zu mäßigen, hinter dessen Achtersteven nach des Steuermanns Berechnung der andere vorbeigehen mußte. Nach Verlauf mehrerer weiterer Minuten aber gellte plötzlich ein schriller Signalpfiff durch das Heulen des Windes, und in demselben Augenblick tauchte auch das rothe Backbordfeuer des fremden Schiffes zum Entsetzen der an Bord befindlichen Bemannung in unmittelbarer Nähe des „Neptun" aus dem Dunkel auf. Mit wahrhaft verzweifelter Anstrengung versuchte der Steuermann dem Dampfer noch im Moment der höchsten Gefahr eine Wendung zu geben, welche den Zusammenstoß verhindern sollte; aber schon war die Entfernung, welche beide Fahrzeuge trennte, eine zu geringe gewesen — mit furchtbarer Wucht traf der Vordersteven des unbekannten Schiffes auf die Längsseite des „Neptun", und ein entsetzliches Krachen und Knirschen verkündete die verhängnißvolle Zerstörung, welche der gewaltige Anprall angerichtet haben mußte.

Nur für die Dauer von Sekunden blieben beide Schiffe beieinander. Dann folgte der fremde Dampfer, auf welchem sofort Contredampf gegeben worden war, den Bewegungen seiner Maschine und zog sich mit großer Geschwindigkeit zurück. Auf dem „Neptun" aber entstand jene entsetzliche Aufregung und Verwirrung, welche auch bei einer gut geschulten Mannschaft während der ersten Augenblicke nach solcher Katastrophe unvermeidlich ist.

Der Kapitän und diejenigen Leute der Besatzung, welche sich in den Kajüten aufgehalten hatten, stürzten mit verstörten, schreckensbleichen Gesichtern auf das Verdeck; Angstschreie, Kommandorufe und wilde Verwünschungen gegen den Urheber des unglücklichen Ereignisses gellten in schrecklichem Gewirr durcheinander, und in einem einzigen Knäuel wälzte sich Alles nach dem Hintertheil des Schiffes. Dort befand sich eine kleine, kaum neun Personen fassende Schaluppe, die als das einzige Mittel zur Rettung angesehen werden mußte, nachdem die beiden größeren Boote durch den Zusammenstoß völlig unbrauchbar geworden waren. Und es war vorauszusehen, daß um jeden Platz in diesem winzigen Fahrzeug zwischen den Unglücklichen ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen würde.

Da sich nicht sogleich Anzeichen einstellten, welche mit Bestimmtheit auf ein schnelles Sinken des Dampfers schließen ließen, schickte der Kapitän den zweiten Steuermann, der fast als der Einzige seine Kaltblütigkeit bewahrte, in den Innenraum des „Neptun" hinab, um sich über die Größe des angerichteten Schadens und über die Möglichkeit, das Schiff zu halten, durch den Augenschein zu unterrichten. Aber der alte Seemann kehrte sehr rasch mit finsterer Miene zurück, und noch ehe er im Stande gewesen war, seine Meldung abzustatten, neigte sich der Dampfer plötzlich so stark auf die Seite, daß der Kapitän keiner weiteren Bestätigung mehr für die unmittelbar drohende Gefahr des Unterganges bedurfte. Jetzt erkannte auch er, daß Alle rettungslos verloren sein würden, denen es nicht gelänge, in der Schaluppe unterzukommen, und er stieg von der Kommandobrücke, wo seine Rufe wirkungslos in dem schrecklichen Chaos verhallten, herab, um durch die Einsetzung seiner ganzen Autorität vielleicht dennoch einige Ordnung unter den Verzweifelnden zu schaffen. —

James Mac Gregor war vom Hintertheil des Schiffes aus ein Augenzeuge all' dieser mit furchtbarer Schnelligkeit eingetretenen Ereignisse gewesen. Ja, er hatte sich in so großer Nähe der Stelle befunden, an welcher der fremde Dampfer den „Neptun" getroffen, daß er durch die jähe Erschütterung zu Boden geschleudert worden war. Aber wenn auch sein Entsetzen und seine Todesangst vielleicht nicht geringer waren, als diejenigen seiner Leidensgefährten, so legte er doch vom ersten Augenblick an eine ungleich größere Besonnenheit und Energie an den Tag als jene. Mit wenig raschen Sprüngen hatte er die Stelle unterhalb der Kommandobrücke erreicht, wo, wie er wußte, eine Anzahl von Rettungsgürteln aufgehängt war, und er begnügte sich nicht damit, einen derselben um seine Brust zu schnallen, sondern er gürtete auch noch einen zweiten um den Leib. Dann eilte auch er dahin, wo der tobende, fluchende, jammernde Menschenhaufe sich um die noch in den Seilen hängende Schaluppe drängte. Aber er stürzte sich nicht in das schreckliche Gewühl, denn er hatte mit einem einzigen Blick das Gefährliche und die Aussichtslosigkeit solchen Beginnens erkannt. Und jetzt erst schien er sich seines unglücklichen, kranken Gebieters zu erinnern, denn er eilte nach nur sekundenlangem Zögern der Kabinentreppe zu.

Gewiß bedurfte es einer nicht gewöhnlichen Unerschrockenheit und Todesverachtung, um sich noch in diesen kritischen Augenblicken in das Innere des dem Untergange geweihten Schiffes zu wagen. Wenn es sank, ehe Mac Gregor das Verdeck wieder hatte gewinnen können, so vermochten ihn selbst seine beiden Rettungsgürtel nicht vor dem Ertrinken zu bewahren. Aber auf dem bleichen Gesicht des jungen Mannes war ein Ausdruck jener eisernen Entschlossenheit, die der Gefahr frei in's Auge sieht und den Kampf mit ihr aufnimmt, gleichviel wie gering die Aussichten für das Gelingen desselben seien.

Rasch hatte James die Kabine des Mr. Warren erreicht, und er fand denselben in einem Zustande von Aufregung, welcher ihn fast unzurechnungsfähig machte. Durch das Geräusch und die Wucht des Zusammenstoßes aus tiefstem Schlafe geweckt, war der Leidende aufgesprungen, und lief nun, nothdürftig bekleidet, in der engen Kajüte auf und nieder, weil er in seiner Todesangst entweder den Ausgang derselben nicht zu finden vermochte, oder weil er annahm, daß draußen das Verderben in irgend einer schrecklichen Gestalt auf ihn warte. Die Kissen seines Lagers hatten sich verschoben, und die große, lederne Brieftasche, von welcher er vorhin zu James gesprochen, lag offen auf der Decke.

(Fortsetzung folgt.)

Pietro Mascagni.

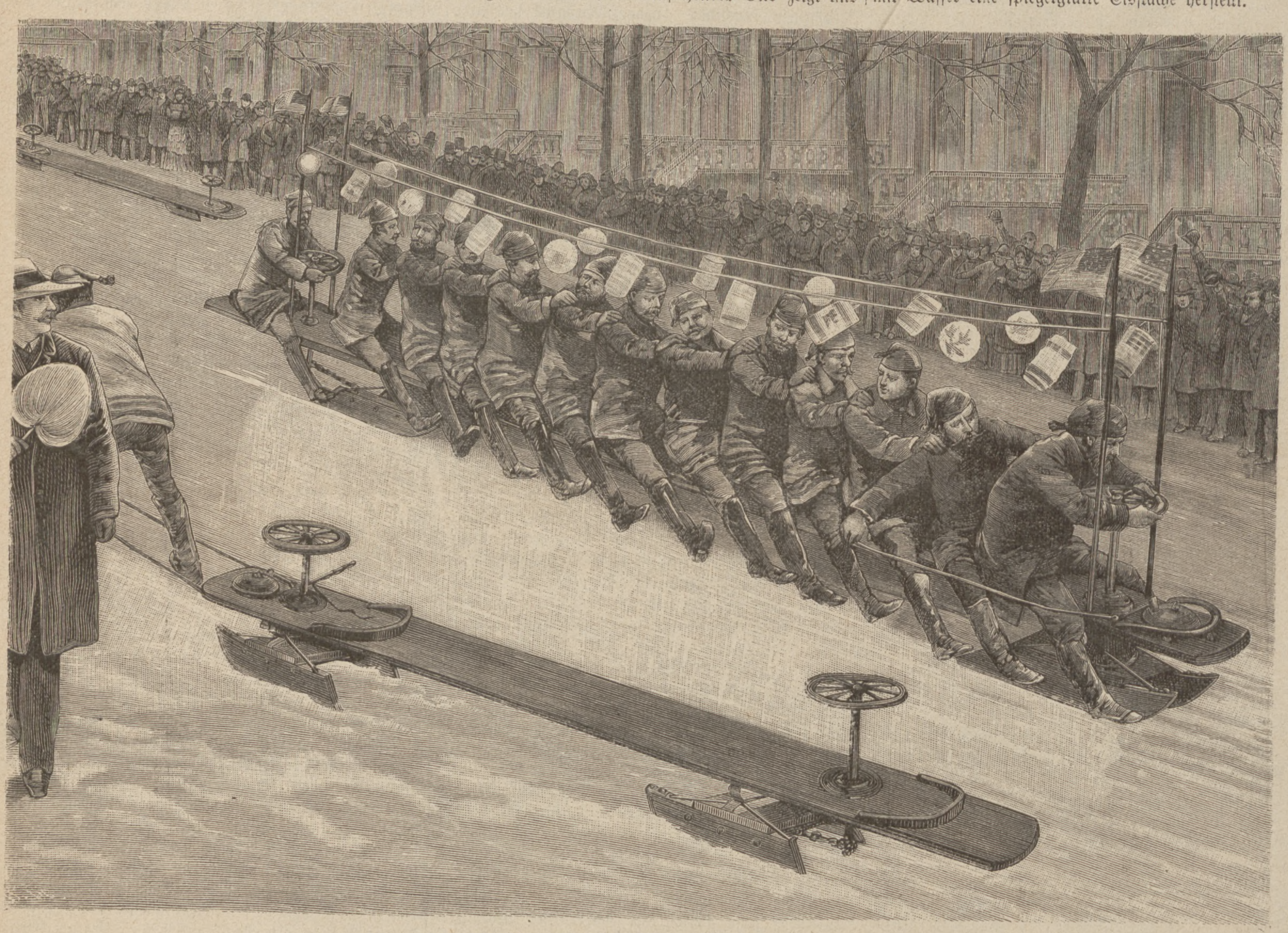
(Mit Porträt auf Seite 1.)

Der so plötzlich berühmt gewordene Komponist der „Cavalleria rusticana“, Pietro Mascagni, dessen Bildniß wir auf S. 1 bringen, ist am 7. Dezember 1863 zu Livorno als Sohn eines Bäckers geboren. Er sollte Advokat werden, dennoch behielt bei ihm die Musik die Oberhand, und als er 1881 die Anerkennung Ponchielli's in Mailand, dem er einige Kompositionen vorlegen durfte, erlangt hatte, beschloß er, sich ganz der Kunst zu widmen. Ein Gönner, Graf de Larderel, ermöglichte ihm den Besuch des Mailänder Konservatoriums, doch waren die strengen Studien so wenig nach seinem Geschmack, daß er auf und davon ging. Er war erst Orchestermitglied, dann Dirigent bei wandernden Operntruppen und kam mit einer solchen eines Tages nach Cerignola, wo er zufällig von einem Preisausschreiben des Mailänder Verlegers Sonzogno für die beste einaktige Oper Kunde erhielt. In aller Eile fertigten ihm ein paar Freunde ein Textbuch nach einem Stücke von G. Verga an, nicht minder eilig vollendete Mascagni die Komposition, die dann den ersten Preis davontrug. Mit der ersten Aufführung der „Sizilianischen Bauernehre“ im April 1890 war sein Glück gemacht; die Oper hatte einen beispiellosen Erfolg, der ihr auch im Auslande, namentlich in Deutschland, treu blieb. Geringeren Beifall fand seine zweite Oper „Freund Fritz“.

Schlittenrutschfahrt in Albany (Nordamerika).

(Mit Abbildung.)

Albany ist die politische Hauptstadt des Staates New-York, und unser untenstehendes Bild zeigt uns eine Schlittenrutschfahrt, die dort in den letzten Wintern beliebt geworden sind. Die schöne breite Madison Avenue ist das bevorzugte Terrain für das Rutschbahnfahren mit dem gewöhnlichen Handschlitten (bob), das man zum Unterschied von dem aus Kanada importirten Rutschbahnfahren mit dem Indianerschlitten ‚Coasting‘ nennt. Die verschiedenen Klubs lassen zu besonderen Festlichkeiten oft Schlitten von fünf bis zwölf Meter Länge bauen, mit vorn und hinten befestigten beweglichen Eisenkufen, die durch richtige Steuerräder gelenkt werden, so daß man die Schlitten beliebig dirigiren kann. Abends sind diese Monstreschlitten mit bunten Lampions geschmückt, und es sieht dann wirklich hübsch aus, sie die lange, spiegelglatte Straße hinuntersausen zu sehen. Man macht auch künstliche Rutschbahnen: mit Brettern belegte Balkengerüste, auf denen man durch Begießen mit Wasser eine spiegelglatte Eisfläche herstellt.



Schlittenrutschfahrt in Albany (Nordamerika).

Im Reiche der Töne.

(Mit Bild auf Seite 5.)

In einem reich ausgestatteten Salon der Rokokozeit tragen auf dem hübschen Gemälde von C. Schweninger jun., das unser Holzschnitt auf S. 5 wiedergibt, zwei Herren ein Duett für Cello und Violine vor. Sie sind offenbar mit ganzer Seele bei der Sache. Auch die beiden Damen, von denen die eine oder die andere wohl auch schon ihren Beitrag zu dem Liebhaberkonzert durch einen von der jetzt am Boden liegenden Mandoline begleiteten Gesangsvortrag geliefert hat, lassen sich gern in's „Reich der Töne“ versetzen und hören gespannt zu. Man kommt bei ihrem Anblick aber doch auf den Gedanken, es sei ihnen vielleicht dennoch nicht nur um die Musik allein, sondern — natürlich nur ganz nebenbei — auch wohl um Diejenigen zu thun, die sie so trefflich vorzutragen verstehen.

Unter glücklichem Sterne.

Historische Erzählung von **Schmidt-Weißenfels.**

Die Weihnachtsfeiertage des Jahres 1805 waren am Hofe von München besonders glänzend begangen worden. Der siegreiche Krieg Napoleon's gegen Oesterreich hatte ein schnelles Ende gefunden und der Sieger in der eben geschlagenen Dreikaiserschlacht von Austerlitz war dem Kurfürsten Maximilian Joseph besonders gnädig gesinnt. Zum Beweise dafür hatte er seine Gemahlin, die Kaiserin Josephine, über Karlsruhe nach München geschickt, wo sie ihn auf der Rückkehr aus Oesterreich nach Frankreich erwarten sollte. Der Gewaltige, in dessen Vasallendienst Bayern sich wohl oder übel hatte stellen müssen, konnte daher jeden Tag zum Besuch an den Hof Maximilian's kommen, und Kurfürst Maximilian wußte durch die Kaiserin Josephine, daß ihm Napoleon von den Friedensverhandlungen in Preßburg sein Weihnachtsgeschenk selber mitbringen werde, das in nichts Geringerem bestehen sollte, als in einer Königskrone.

In seinem Arbeitszimmer befand sich der Kurfürst mit seiner Gemahlin, einer noch jungen und hübschen Dame, geborenen Prinzessin von Baden, mit welcher er eine zweite Ehe nach dem Tode seiner ersten Gattin geschlossen hatte, in eifriger Unterredung.

„Ist dieser Plan,“ sagte sie von ihrem Platz auf einem Polsterstuhl neben dem großen Schreibtisch ihres Gemahls, „dem Hirn dieser Kaiserin Josephine entsprungen, oder spricht sie da die Gedanken Napoleon's aus?“

Maximilian Joseph, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, ging sinnend mit langen Schritten



Im Reiche der Töne. Nach einem Gemälde von C. Schweninger jun. (S. 4)

auf und ab im großen Gemach. Es handelte sich um eine ernste Sache, um die Zukunft seiner ältesten Tochter aus erster Ehe, der Prinzessin Augusta.

„O, wenn es nur ihre Idee wäre, dann hätte es nicht viel zu bedeuten," erwiederte er. „Aber ich habe seit ihrer ersten Andeutung, daß eine Heirath meiner Tochter mit ihrem Sohn ein ihrem Gatten angenehmes Ereigniß sein würde, nicht daran gezweifelt, daß sie damit nur im Auftrag des Kaisers einen Fühler ausgestreckt habe. — Warum ist sie schon seit drei Wochen hier? Warum ließ sie Napoleon überhaupt nach München kommen, sobald er siegreich in Wien eingezogen war? Weil sie als Agentin seinen Plänen vorarbeiten soll, und dazu gehört diese Verbindung Augustens mit Eugen Beauharnais, seinem Stiefsohn."

„Ein empörender Plan!" rief die Kurfürstin aus. „Und unbegreiflich wäre er mir von einem Manne wie Napoleon, diesem Glückssohn der französischen Revolution, der sich doch nur mit sich selbst in grellen Widerspruch setzte, wenn er in Verbindungen mit alten legitimen Fürstenfamilien seinen Ehrgeiz suchte."

Der Kurfürst setzte sich an seinen Schreibtisch. Lächelnd entgegnete er: „Eben der Ehrgeiz! Der militärische ist befriedigt, jetzt kommt der politische, und aus dem Soldatenkaiser soll nun ein Dynastiengründer werden, der seine Familie in die alten Geschlechter verzweigen will."

„Und Du könntest also —"

Als wenn sie ihren Gedanken nicht auszusprechen wagte, hielt sie inne und fragend ruhten ihre großen blauen Augen auf dem Gemahl.

Er sah sie an, zuckte mit den Schultern und sagte seufzend: „Politik! Politik — Karoline! Wenn Napoleon wirklich meine Tochter für seinen Stiefsohn fordert, so muß ich aus Politik mich fügen. Wahrlich, tief schmerzlich würde mir dies Opfer sein; doch ich müßte es bringen, um Bayern zu erhalten, mein Haus, meinen Thron. So muß ich als Fürst denken, der Vater muß dagegen verstummen."

„Entsetzlich!" rief die Kurfürstin aus, und ihre Wangen flammten. „Einem solchen Mann dies verdanken zu müssen und solchen Preis dafür bezahlen, an Ehre, an höchstem Gut! O Schmach, Schmach, Max, für uns, für Dich!"

Maximilian Joseph erröthete über diesen schweren Vorwurf.

„Du bist eine Frau," erwiederte er, seine Ruhe bewahrend, „und ich lasse Deinen Empfindungen Gerechtigkeit widerfahren. Aber wir müssen Unvermeidliches mit Würde tragen, was Dir als Schmach erscheint, in Ehre des Duldens und Opferns verwandeln. Eugen Beauharnais ist jetzt französischer Prinz und in der hohen Stellung eines Vicekönigs von Italien. Aber mehr als dies ist er durch die Eigenschaften des Herzens und des Geistes, die man von ihm rühmt. Er hat sich als einsichtigen und muthigen Soldaten trotz seiner großen Jugend schon bewährt, und überdem: die Beauharnais sind ein altes, gräfliches französisches Geschlecht. Nein, nein, Karoline, auch ohne die Bedeutung, die Prinz Eugen als Stiefsohn Napoleon's hat, brauchten wir uns seiner als Schwiegersohn nicht zu schämen. Allerdings — ich begehre wahrlich nicht nach dieser Heirath."

„So machen wir sie unmöglich."

Der Kurfürst sah seine Gemahlin höchlich überrascht an. „Wüßtest Du, wie?"

„Verheirathe Deine Tochter mit meinem Bruder Karl."

Maximilian Joseph schien betroffen. „Das wäre eine Idee!" rief er aus.

Die Kurfürstin erkannte diese Wirkung ihres Vorschlags mit sichtlicher Genugthuung. Lebhafter, dringender fuhr sie fort: „Er ist jung, jetzt zwanzig Jahre, Kurprinz und wird dereinst den Thron von Baden besteigen."

„Wahrhaftig, ein Ausweg, Karoline, wenn —"

„Ich bin überzeugt," kam die Kurfürstin dem Ausspruch des Bedenkens ihres Gemahls zuvor, „daß man am Hofe von Karlsruhe bereitwillig auf unseren Vorschlag eingehen wird. Laß uns handeln, schnell, um dem Kaiser in seiner Absicht mit einer Thatsache begegnen zu können, vor der er denn doch schicklicher Weise seinen Rückzug antreten muß. Ich schreibe sogleich nach Hause an meinen Großvater. Der Kurier kann in längstens acht Tagen die Antwort bringen, und bis dahin ist entweder Napoleon noch nicht hier, oder wir können ihm sagen, daß die Prinzessin Auguste bereits an den Kurprinzen von Baden versprochen ist."

Der Kurfürst war damit völlig einverstanden. Eine Stunde nach dieser Verhandlung ritt schon ein Kurier zum Thor von München hinaus gen Westen. —

Am nächsten Tage aber kam bereits die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers Napoleon aus Oesterreich. Die Kaiserin Josephine fuhr ihm entgegen; am 31. Dezember hielt er mit ihr seinen feierlichen Einzug in München und stieg im Schlosse ab. Er strahlte vor Glück; denn er hatte in der Schlacht von Austerlitz seinen neuesten und größten Triumph als Feldherr errungen, und durch die Niederlage Oesterreichs war er der Gebieter in Europa geworden.

Der Kurfürst Maximilian Joseph hatte den ersten und den meisten Vortheil davon. Napoleon wollte aus kluger Berechnung auf diesen deutschen Fürsten das Füllhorn seiner Gnaden ausschütten und ihn sich damit unlösbar verbinden. Er hatte den Friedensvertrag von Preßburg, der eben erst am zweiten Weihnachtsfeiertag unterzeichnet worden war, in der Tasche und mit demselben die Anerkennung Bayerns als Königreich durch den Kaiser von Deutschland, der Franz von Oesterreich ja dem Namen nach noch war. Als Neujahrsgeschenk gab er die neue Krone an Maximilian Joseph; am 1. Januar 1806 riefen Herolde diesen in allen Straßen der Hauptstadt zum ersten König von Bayern aus.

Napoleon empfing das neue Königspaar zu dessen Dankbesuch in seinen Gemächern in Gegenwart seiner Gemahlin. Er machte das Ceremonielle schnell ab, um dann einen vertraulicheren Ton anzuschlagen.

„Sie haben meiner Gemahlin so herrliche, unvergeßliche Tage hier bereitet, Majestät," sagte er zu der Königin, „daß ich schon deswegen voll Begierde war, unter Ihrem Scepter des feinen Geschmacks und der Schönheit einige Zeit zu verleben. An Ihrem Hofe fühle ich mich wohl."

„Sire, Sie sind zu huldvoll," antwortete die Königin, als Weib im Innersten geschmeichelt durch die ungewöhnliche Anmuth, die der rauhe Kriegsheros ihr so geflissentlich entgegenbrachte. „Wie viel wiegt ein solches Lob nicht für uns! Es wird mich wie meinen Gemahl hoch beglücken, wenn Eure Majestät ungetrübt diesen Eindruck von München mit nach Paris nehmen."

Napoleon ließ einen forschenden Blick seiner schwarzen, bohrenden Augen auf der anmuthigen Frau ruhen.

„Die Kaiserin," sagte er dann, „sprach auch mit wahrem Entzücken von Prinzessin Auguste. Ich bedaure, sie noch gar nicht gesehen zu haben, um in dies Lob mit voller Ueberzeugung einstimmen zu können."

„Sire, Sie müssen die Abwesenheit der Prinzessin entschuldigen. Sie ist leider krank."

„Krank? Was fehlt ihr? Mein Arzt ist bei mir, und ich erbitte die Ehre für ihn, die junge Dame behandeln zu dürfen. Ersehen Sie daraus den innigen Antheil, den ich an dem Wohl Ihrer ganzen Familie nehme."

„Ihre Güte, Sire, weiß ich hoch zu schätzen. Indessen ist die Kränklichkeit der Prinzessin nicht weiter von Belang. Einige Tage Zimmerarrest werden ihr wieder vollständig die Gesundheit zurückgeben. Unser Arzt hat uns darüber beruhigt."

„Und dennoch wiederhole ich meine Bitte," entgegnete Napoleon eindringlicher. „Nicht nur ein Interesse der Neugier oder einer verzeihlichen Selbstsucht ist es, das Unwohlsein der Prinzessin so bald als möglich behoben zu sehen, sondern auch der Wunsch und die Hoffnung, sie noch während meiner Anwesenheit in München als die Gattin meines Adoptivsohnes Eugen begrüßen zu können."

Königin Karoline war von diesem jäh geführten Schlage dermaßen betäubt, daß sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Erbleichend stammelte sie mühsam die Worte hervor: „Sire! Während Ihrer Anwesenheit noch?"

„Sind Sie durch meine Worte etwa erschreckt worden? Nach dem, was mir meine Gemahlin berichtet, glaubte ich voraussetzen zu dürfen, Ihnen durch meine Mittheilung nichts Neues und nichts Unangenehmes zu sagen."

„Und doch, Sire," antwortete Karoline mit zurückerlangter Festigkeit, „finden Sie mich deswegen in nicht geringer Befangenheit. Seit längerer Zeit schon sind zwischen unserem Hofe und dem von Baden Verabredungen getroffen worden bezüglich einer Verbindung zwischen unserer Prinzessin Auguste mit dem Kurprinzen Karl."

Es war der Königin nicht leicht geworden, diese Erklärung abzugeben; denn sie würdigte die Gefährlichkeit eines Widerspruchs gegen den Willen des Allmächtigen um so mehr, als sie nicht auf dem festen Boden der Wahrheit stand. Während sie ihre Worte sprach, bemerkte sie, daß Napoleon sich betroffen zeigte. Ein Schatten erschien auf seiner Stirn.

„Also Verhandlungen solcher Art und seit längerer Zeit schon werden geführt?" fragte er.

„Ja, Sire. Ich bin untröstlich, es Ihnen mittheilen zu müssen."

„Dann bedaure ich, daß man in Karlsruhe mir dies verschwiegen hat. Die Kaiserin kam, ehe sie nach München ging, in meinem Auftrage dahin, um mit dem Kurfürsten Karl Friedrich Rücksprache wegen einer Heirath zwischen meiner Nichte und Adoptivtochter Stephanie Beauharnais und dem jungen Kurprinzen zu halten. Und diese Rücksprache war von solchem Erfolg begleitet, daß ich diese Heirath für abgemacht erachte."

„Wie, Sire?" entfiel es den bleichen Lippen Karolinens. Der Kaiser, der sie jetzt so freundlich anlächelte, erschien ihr wie ein Teufel, der sie in seine Gewalt bekommen habe.

„Das ist eine gegenseitige Ueberraschung, nicht wahr?" rief er mit leiser Ironie. „Nach altem Recht gilt der letzte Vertrag, und das ist der meinige. Damit sind Sie gegen Ihren Großvater frei, der Kurprinz wird nicht auf die Hand der Prinzessin Auguste mehr rechnen, und Ihre vorher so berechtigten Verlegenheiten wegen meines Antrages sind hinfällig geworden. Gestatten Sie mir, Sie zu Ihrem Gemahl zu geleiten, um auch ihm die erklärlichen Bedenken zu beheben, die mein Vorschlag in ihm wachgerufen haben muß."

Er bot der Besiegten seinen Arm und trat auf Maximilian zu, der sich inzwischen mit der Kaiserin unterhalten hatte.

„Majestät," sagte er, „ich bin glücklich, in Ihrer liebenswürdigen Gemahlin die Bedenken beschwichtigt zu haben, welche sie mir gegen eine Verbindung Ihrer Tochter Auguste mit dem

Vicekönig von Italien gewissenhafter Weise glaubte entgegen halten zu müssen. Ich zweifle nun auch nicht, daß Sie selbst diesem Wunsche von mir gern Erfüllung gewähren."

„Sire," entgegnete Maximilian Joseph, indem er sich verneigte, „meine Dankbarkeit ist Ihnen Bürgschaft dafür."

„Wir werden die Verlobung sogleich der Prinzessin mittheilen, nicht wahr, mein königlicher Freund?"

„Ich selbst werde es thun, Sire."

„Und auch dem Hofe."

„Nach Ihrem Befehl, kaiserliche Majestät."

„Die Zeitungen sollen es ebenfalls melden. Es ist für mich ein freudiges und sehr werthvolles Ereigniß."

„Und der Prinz Eugen, Sire?"

„Muß in zehn Tagen hier sein, und dann wird sogleich die Hochzeit stattfinden."

Der König stutzte ob dieser so militärisch bestimmt gegebenen Anordnung.

„In zehn Tagen?" wiederholte er zweifelnd.

„Freuden, mein edler Freund," erwiederte Napoleon aufgeräumt, „sind kurz im Leben und müssen schnell genossen werden. Der Sohn meiner theuren Gemahlin weiß zwar bisher von nichts; um so mehr wird er überrascht sein und mir Dank wissen, daß ich ihm die Königstochter von Bayern zur Gemahlin erworben habe." —

Ehe es Abend an diesem Tage wurde, sprengte ein Kurier durch die Straßen von München, der einen Brief des Kaisers Napoleon an Prinz Eugen Beauharnais in Mailand zu überbringen hatte. In diesem Schreiben stand nichts als:

„Zwölf Stunden spätestens nach Empfang dieses Briefes wirst Du Dich in Eile nach München auf den Weg machen."

— — — — — — — — — —

Prinzessin Auguste hatte ihre Bestimmung erfahren, als der Kurier Napoleon's abging, um ihren Bräutigam aus Mailand zu holen. Der Vater hatte ihr die Verlobung mitgetheilt, indem er ihr mit vergnügter Miene sagte: „Du wirst es gut haben als Vicekönigin von Italien. Prinz Eugen ist ein sehr achtungswerther und liebenswürdiger junger Mann. Meine innigsten Glückwünsche, meine liebe Tochter."

Die Königin war darnach zu ihr gekommen und fand sie in Thränen.

„Mein gutes Kind!" rief sie bewegt aus und umarmte sie. „Wie schnell ist Dein Schicksal geändert worden! Aber Du brauchst Dich nicht unglücklich zu fühlen. Von morgen an kannst Du wieder Dein Zimmer verlassen; es ist nicht mehr nöthig, Dich dem Kaiser Napoleon gegenüber für krank auszugeben. Du wirst jetzt bis zu Deiner Hochzeit die Königin der Feste sein. Benimm Dich so freundlich als möglich gegen den Kaiser. Es ist wohl gerathen, nicht seinen leicht erregbaren Sinn zu verdrießen. Er ist nun eben unser Oberherr, und Du wirst klug genug sein, diesem Verhältniß Rechnung zu tragen. Dein Bräutigam wird Dir hoffentlich gefallen. Ich beglückwünsche Dich von ganzem Herzen, liebe Auguste."

Das junge Mädchen nahm diese Worte und Glückwünsche wie schwache Tröstungen in ihrem Unglück auf. Von dem Augenblick an, da sie sich Braut wußte, glaubte sie grenzenlos unglücklich sein zu müssen. Man hatte sie verhandelt, ohne daß man nur eine Frage deshalb vorher an sie gerichtet, ohne daß sie ihren Zukünftigen überhaupt gesehen. Alles rebellirte in ihr. O, welcher Lug und Trug. Welch' ein Spiel mit Leben und Zukunft! — Sie weinte bitterlich über ihr Elend.

Ein Glück noch in ihrem Unglück, daß die Tage in fortwährendem Wechsel von Zerstreuungen verflossen. Die Verlobung war amtlich bekannt gemacht worden, und es hörte deshalb in den Audienzstunden nicht auf mit dem Empfang all' der Damen und Herren des Hofes und Adels, welche der Prinzessin-Braut ihre Glückwünsche darbrachten, und keine Stunde verfloß bei Tage, in der nicht ihrem mädchenhaften Sinn Beschäftigung und Befriedigung geboten wurde. Ihr Salon füllte sich mit kostbaren Geschenken, die Schneiderinnen hatten bei ihr wegen der neuen Kleider zu thun, eine Menge von Hofdamen wegen der Ausstattung, die über Hals und Kopf beschafft werden mußte. Und kein Abend verging, in dem nicht im Theater, in den großen Sälen der Residenz rauschende Feste zu Ehren des Kaisers gegeben wurden, auf denen naturgemäß Prinzessin Auguste eine bevorzugte Rolle spielte.

So verstrich schnell eine Woche, und Prinz Eugen traf in München ein. Er hörte mit Erstaunen, warum er so eilig berufen worden und daß er in drei Tagen schon vermählt sein werde. Aber er widersprach nicht; für ihn war diese Ankündigung ein militärischer Befehl, den er in Ergebenheit gegen seinen Herrn und Wohlthäter auszuführen habe.

Er machte darnach seine Aufwartung bei dem bayrischen Königspaare, das ihn mit aller Auszeichnung aufnahm und von der ritterlichen Erscheinung des jungen Generals, wie von der freundlichen Offenheit seines Wesens sogleich gewonnen wurde. Man ließ die Prinzessin rufen. Als sie in den Salon ihrer Eltern trat, nahm sie der König mit väterlicher Güte bei der Hand und führte sie vor ihren Bräutigam. Zitternd vor innerer Erregung stand sie vor ihm und hörte die Worte, die ihr Vater bei dieser Vorstellung sprach und in merkbarer Bewegung ihr Glück dem Prinzen an's Herz legte.

„Lassen wir," setzte Maximilian Joseph dann hinzu, indem er sich an seine Gemahlin wandte, „die jungen Leute jetzt allein."

Mit freundlichem Grüßen zog sich das Königspaar in die anderen Gemächer zurück.

„Königliche Hoheit," redete darauf der Prinz seine in Verwirrung der Ansprache harrende Braut an, „es ist eine eigenthümliche Art, in der es meinem Stiefvater beliebt hat, mich an den Hof Ihrer erlauchten Eltern zu laden."

„Gewiß, kaiserliche Hoheit," erwiederte sie leise und hob ein wenig, auf einen Moment, ihre Augen mit scheuer Neugier zu ihm empor.

„Man hat beschlossen, uns zu vermählen. Möchte es mir gelingen, Prinzessin, zu bewirken, daß Ihnen dieser Schritt nicht schwer werde."

„Ihre Güte, Prinz, wird Nachsicht für mich haben."

Sie brachte die Worte noch immer unter Zittern hervor, gleichsam bedacht, nicht mehr als erforderlich ihm in dieser peinlichen ersten Unterredung zu erwiedern.

Der Prinz betrachtete sie mit Wohlgefallen. Sein anfangs sehr ernstes Gesicht, dem die starken, dunklen Augenbrauen etwas Düsteres und Strenges verliehen, wurde von Freundlichkeit mehr und mehr durchleuchtet und erwärmt.

„Ein Gleiches," entgegnete er auch mit wärmerem Tone, als er bisher gesprochen, „erhoffe ich von Ihnen. Seien Sie überzeugt, daß ich eine heilige Pflicht darin erkennen werde, Ihnen Ihr Leben an meiner Seite so angenehm als möglich zu gestalten."

Sie blickte voller zu ihm auf und mit mehr Ruhe und Fassung antwortete sie: „Es soll mir nicht minder angelegen sein, die Pflichten zu erfüllen, mein Prinz, die ich als Ihre Gemahlin Ihnen schuldig sein werde."

„Pflichten!" stieß darauf der junge Mann lebhaft hervor. „Wie leicht sind sie dem Menschen, wenn er sie gern leistet."

„Das ist wohl wahr!"

„Wie angenehm kann man sich das Leben im engeren Verkehr machen, wenn man sich gegenseitig auch gefällig ist."

Sie schwieg darauf, als schien sie noch mehr dieser Aeußerungen von ihm zu erwarten.

Und in der That legte Eugen das bisher noch Gezwungene seiner Haltung und seiner Worte vollends ab und fuhr gesprächig fort: „Wir werden unsere Ehe nach diesem Rezept einrichten, Prinzessin, nicht wahr? Wir wollen uns einander nicht nur in kaltem Pflichtbewußtsein begegnen, sondern von Herzen aufmerksam gegenseitig sein. Dieses junge Leben, welches mir anvertraut wird, soll in mir seinen treuen Freund und Beschützer finden."

Er ergriff ihre Hand und behielt sie mit einem warmen Druck. Die Prinzessin bebte freudig zusammen.

„Sie sind so hold, so kindlich noch, daß Ihr Anblick mir immer eine schöne Mahnung sein wird, das hier gegebene Versprechen zu erfüllen. Man hat uns befohlen, Mann und Frau zu werden. Ich werde nun auch um Ihr Herz werben, um Ihre Liebe."

Die Prinzessin fühlte sich der Erde entrückt. Er hielt noch ihre Hand in der seinigen; mit innigem Ausdruck ruhten seine dunklen Augen auf ihrem Antlitz.

„O, mein Prinz!" hauchte sie, ihr Haupt tief erröthend auf die Brust senkend.

Ein Kuß brannte auf ihrer Stirn.

„Laß mich Deinen Eugen fortan sein, Auguste!" flüsterte er ihr zu.

„Eugen!" rief sie und hob die strahlenden Augen zu ihm empor. „Ist dies kein Traum?"

„Nein, nein, ich bin ein glücklicher Bräutigam; denn ich habe Deine Liebe gewonnen mit meiner Liebe."

Als er sich von ihr verabschiedete, waren sie eines Herzens. Mit warmer Liebe ging er von ihr, mit leidenschaftlicher Sehnsucht erwartete sie ihn wieder. Wie anders war es doch gekommen! Der graue Himmel, den sie noch am Morgen über sich gesehen, zeigte sich jetzt in heiterem, wolkenlosem Blau, und die Sonne stand hoch oben.

Am 14. Januar fand die Hochzeitsfeier unter großartigen Festlichkeiten statt. Und wahrlich, unter einem glücklichen Sterne wurde diese überstürzte Ehe geschlossen, die doch ursprünglich nur durch den Zwang politischer und dynastischer Rücksichten zu Stande gekommen war; denn der Bund Eugen's mit der liebenswürdigen Prinzessin Auguste ist in der That eine der glücklichsten Fürstenehen geworden, welche die Geschichte kennt.

Eugen, den sein königlicher Schwiegervater nach dem Sturze Napoleon's 1817 zum Herzog von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstädt erhob, liebte seine Gattin auf das Zärtlichste. Als er auf dem Sterbebette lag und sie ihn unter Thränen fragte: „Leidest Du, mein Freund?" blickte er sanft lächelnd die Gefährtin an, welche das Glück seines Lebens ausgemacht hatte, und antwortete mit seinem letzten Worte: „Nein, nicht bei Dir" — dann verschied er (21. Februar 1824). Die Tochter König Maximilian's folgte ihm erst viel später (13. Mai 1851), hat aber bis zu ihrem Ende sein Andenken treu im Herzen bewahrt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Unerschrockenheit. — Zu den vielen Zügen von Menschenfreundlichkeit, an welchen das Leben Alexander v. Humboldt's, des unsterblichen Königs im Gebiete der Naturwissenschaften, so reich ist, gehört auch der folgende:

Humboldt verweilte einst behufs wissenschaftlicher Forschungen längere Zeit in dem russischen Heere, welches gegen die Tscherkessen kämpfte. Dem berühmten Gelehrten ward Seitens der russischen Regierung jeder mögliche Vorschub geleistet. Er selbst

bewegte sich häufig unter den gemeinen, meist rohen Soldaten. Einst trat er in ein Zelt, das nur von Gemeinen bewohnt wurde, und bemerkte einen Soldaten, der eifrig mit dem Zeichnen einer Landkarte beschäftigt war. Humboldt sah ihm über die Schulter zu, und war über die Korrektheit und Sauberkeit der Zeichnung erstaunt.

„Wo haben Sie so hübsch zeichnen gelernt?“ redete der große Gelehrte den Soldaten an.

Dieser sprang hastig auf, verneigte sich ehrfurchtsvoll und erwiederte, in gerader Haltung stehenbleibend: „Im Schlosse meines Vaters. Ich bin Fürst S., betheiligte mich an der polnischen Insurrektion 1831, wurde verhaftet, nach Sibirien verbannt, und später zum Eintritt als gemeiner Soldat in die Armee am Kaukasus begnadigt.“

Diese Worte wurden mit vor Schmerz bebender Stimme gesprochen.

„Ich bedaure Ihre elende Lage unter diesen Menschen hier,“ versetzte Humboldt; „aber wenn ich zum Kaiser komme, will ich Ihrer gedenken.“

„Das wird nichts nützen,“ entgegnete der Fürst, eine schöne, stattliche Erscheinung. „Der Kaiser geräth in den heftigsten Zorn, wenn Jemand eine Fürbitte für mich wagt.“

„Ich werde sie wagen,“ entgegnete Humboldt.

Nach Beendigung seiner Reise begab sich Humboldt zum Kaiser, um ihm die reiche Ausbeute seiner mühsamen Forschungen vorzulegen.

Der darüber entzückte Herrscher rief sogleich aus: „Wie soll ich Sie dafür belohnen, mein lieber Humboldt?“

„Wenn ich um eine Gnade bitten dürfte, Majestät —?“

„Sie ist gewährt,“ sagte der Monarch.

„So bitte ich um Gnade für den unglücklichen Fürsten S., der eine jugendliche Verirrung so hart büßen muß,“ versetzte Humboldt unerschrocken.

Bei diesen Worten schwoll die Zornader auf des Kaisers Stirn.

„Sprechen Sie mir nie wieder von Diesem!“ rief er hastig aus.

„Majestät, ich habe Ihr Wort,“ erwiederte der unerschrockene Forscher.

Der Fürst wurde in der That schon wenige Wochen später wieder nach Europa zurückberufen und zum Offizier befördert. [—dn—]

Ein Schreckmittel. — Die Gräfin Schwettau, Hofdame am Hofe August's des Starken, eine sehr reiche, aber ebenso geizige Dame, die sich nur sehr schwer von ihrem Gelde trennen konnte, hatte sich vom Dresdener Hofzahnarzt Schubert ein neues Gebiß machen lassen. Nachdem die Lieferung erfolgt war, sandte er die Rechnung, ohne Zahlung zu erhalten. Später ließ er sie noch mehrere Male präsentiren, immer zog sich die Zahlung aus mannigfachen Gründen hin. Da riß dem Zahnarzt die Geduld und er sandte der zahlungsunlustigen Gräfin einen Brief. Sie öffnete ihn, und heraus fiel ein Stück einer Zeitung. Neugierig entfaltete sie das Druckblättchen und las: „Ein neues Gebiß ist billig zu verkaufen; täglich zu sehen im Munde der Gräfin Schwettau.“ Noch in derselben Stunde hatte der Hofzahnarzt sein Geld. [—dn—]

Humoristisches.



Nicht mehr nöthig.

Werden Sie in diesem Winter eifrig Schlittschuh laufen, mein Fräulein?

— O, nein, ich bin ja schon verlobt.



Ein grüner Junge.

Euer dummes Rindvieh scheint mich beißen zu wollen?

— Ja wissen's, junges Herrle, wo d' Kuh was Grünes sieht, da schnappt sie halt darnach!

Die sogenannten Weisheitszähne kommen gewöhnlich zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre zum Vorschein, zuweilen noch später. Als man 1833 die Ueberreste des 36 Jahre alt gewordenen, 1520 gestorbenen Rafael, des größten Malers aller Zeiten, untersuchte, fand man an dem wohlerhaltenen Schädel noch deutlich die Spuren der eben hervorbrechenden „Weisheitszähne“. [D.]

Gute Erwiederung. — Als die Königin Karoline von Bayern verstorben war, begegnete Ludwig I., ihr Stiefsohn, in München dem hessischen Residenten Kocher, der sich von seinem Bedienten spazieren fahren ließ. Sofort schritt der König auf diesen zu und rief in seiner kurzen Weise, indem er mit dem Finger auf die Beinkleider des Residenten deutete, wiederholt: „Die Hosen! Die Hosen!“ — Diese waren nämlich von heller Farbe und also nicht der Trauer gemäß. Der alte Diplomat aber riß den Rock auf, zeigte seine schwarze Weste und rief: „Ei was, Hosen! Hier, Majestät, traure ich, auf dem Herzen, aber nicht an den Beinen!“ [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 2.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 53, Jahrg. 1892:

Die meisten Zerwürfnisse entstehen aus Mangel an Kraft, sich selbst zu überwinden.

Logogriph.

Keine Kunde vom Geliebten
Kam ihr aus dem fernen Land;
Ach! da ward sie's — im betrübten
Antlitz es zu lesen stand. —
Doch — welch' Jubel! — ihr entgegen
Fliegt er in sel'ger Lust;
„Meine Arbeit krönte Segen,“
Spricht er, „komm' an meine Brust;
Was Du warst: die gleichen Laute,
Nur e'n n füg' noch hinzu,
Bracht' ich mit für Dich, Du Traute,
Und nun wirst mein Weibchen Du!“

Auflösung folgt in Nr. 2. [Emil Root.]

Kapsel-Räthsel.

Bist Du darin, verlier' es nicht;
Und wenn Du fehlst, fehl' Dir es nicht!

Auflösung folgt in Nr. 2. [E. Milius.]

Auflösung des Homonyms in Nr. 53, Jahrg. 1892:

Der Weise, die Weise.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.